

JAKOB ALEŠOVEC

LAIBACHER MYSTERIEN

Sittenroman aus der Gegenwart



VIENNE

BIBLIOTHECA AESTETICA ET OBSCURA

EDITION ACÉPHALE MMXXII

Première édition MMXXII
©2023 Graz – Edition Acéphale e.U.
www.edition-acephale.com
GEMEINSAM IST NICHTS VERBOTEN

Erstes Kapitel

Ein folgenschwerer Verlust

Es ist ein schöner Maitag, so schön, als ein Maitag in Laibach nur sein kann. Die Sonnenstrahlen haben über das Nebelmeer gesiegt, sie beginnen bereits nachdrücklicher zu wirken, jedoch nicht nachdrücklich genug, um die Bewohner Laibachs gleich denen der Südstädte in die Mauern zu bannen; vielmehr sind die mehr oder minder schattigen Wege gegen Rosenbach, das Mekka aller Kaffeeliebhaber, dicht gefüllt mit Spaziergängern, welche in mäßigem Tempo, eifrig diskutierend oder gemütlich plaudernd, sich dem Ziele zu bewegen.

Geschniegelte *Lions*, zierlich frisierten Damen angelegentlich Hof machend, als wären sie dazu kommandiert, gesetzte Garçons, die trotz ihrer zwanzigjährigen Arbeiten auf diesem Felde noch immer keine Rosen gepflückt, Mütter mit einer wohlorganisierten Schaar kleiner und größerer Sprösslinge, deren Erzeuger den jüngsten an der Hand führt, während die zwei ältesten, kaum aufgeblühte Rosen,

eine kokette Avantgarde bilden; zwei wütende Politiker, die sich wegen Meinungsdivergenzen täglich mehrere Male den Krieg erklären, um ebenso oft Frieden zu schließen; bartlose Jünglinge, die in der verschwiegenen Einsamkeit ungestört das verbotene Vergnügen des Rauchens genießen wollen; verliebte Brautleute, die sich den Himmel ihres bevorstehenden Glücks ausmalen; endlich zwei junge Gatten, die im eifrigsten Liebesgespräch jeden Moment durch einen im Wege liegenden Gegenstand an das Irdische gemahnt werden, — dies sind so ziemlich die Resultate einer Analyse der vor uns wandelnden Masse.

Doch halt! Ganz unten in der Retorte bleiben noch zwei Geschöpfe übrig, zwei Wesen, denen man das ihnen von Rechtswegen gebührende Prädikat „Fräulein“ nicht gerne ins Gesicht sagt, weil es fast wie eine Satyre klingt; sie hören deshalb viel lieber das Wort „Frau“ oder „Madame“ und korrigieren niemanden, der es gebraucht. Seit Jahren sieht man sie diesen Weg wandeln, stets um dieselbe Tageszeit, stets im eifrigsten Gespräch und, wenn wir unseren Augen trauen dürfen, stets denselben Strumpf in der Hand; sie okkupieren stets denselben Platz und halten hier gleich Wachtschiffen in der Meerenge der Dardanellen, strenge Revue über alle passierenden „Flotten“, um bis in ihr Innerstes mit ihren Falkenaugen zu dringen.

Heute ist der Gegenstand ihrer Kritik das oben erwähnte Ehepaar; schon haben sie die weibliche Hälfte nach allen Seiten zergliedert und bringen nun auch die männliche unter ihr scharfes Sezierschwert. Eben war die mitunter zerrissene Kolonne an jene Stelle gelangt, wo

eine Tafel jedem, der es lesen kann und will, erklärt, dass „hier das Reiten verboten sei.“ Doch hüte sich ja der Fußgänger, auf den ihm dadurch zugesicherten Schutz zu vertrauen; hätten das die Spaziergänger getan, so wäre durch den Reiter, der mit dem Wind um die Wette in dem Moment vorbeischoss, als das besprochene Megärenpaar im eifrigen Disput arglos vorbeihuschen wollte, die Gruppe nicht gesprengt worden. Eine drastischere Illustration zu der Aufschrift konnte man sich wohl nicht denken; in gerechter Entrüstung über die Missachtung des geschriebenen Verbotes, fielen die beiden „Damen“ sofort in Ohnmacht, erholten sich aber erstaunlich schnell, als niemand Miene machte, ihnen beizuspringen.

Der Reiter sprengte indes, unbekümmert um das durch seine allen Verordnungen Hohn sprechende Handlungsweise hervorgerufene Erstaunen Rosenbüchel zu, stieg dort ab und übergab das schäumende Ross dem herbeigeeilten Stallknecht.

Wer war dieser Reiter?

Diese Frage vermochten selbst die beiden Fräulein nicht zu beantworten, ein Beweis, dass derselbe ein eben in Laibach angekommener Fremder war, denn sonst hätten die beiden sicherlich nicht nur seinen vollen Namen, sondern auch seine vollständige Biographie gewusst.

Die Spaziergänger hatten Rosenbüchel erreicht und wählten ihre Sitze in dem geräumigen Garten. Der beliebte Vergnügungsort zählte heute eine fast überraschende Menge von Gästen; ein Blick belehrte jeden, dass sie fast ausschließlich der *haute volée* angehörten oder sich

wenigstens doch zu derselben zählten. Man konvertierte sehr lebhaft, wie ein unbestimmtes Gesumme, ähnlich dem eines Bienenschwarmes verriet, nur dann und wann zeugte ein helles Gelächter, untermischt mit einem zarten Gekicher, dass beide hier vertretenen Geschlechter sich amüsierten. Es herrschte also im Garten eine animierte Stimmung, namentlich an einem der Tische in der Nähe des Pavillons. Hier saßen mehrere junge Leute, Helden des Tages und Tanzbodens, auch des Champagners, Söhne von guten Häusern und deshalb auch von einer gewissen Beachtung in der Gesellschaft, auf die sie sonst in Ermanglung anderer Vorzüge hätten verzichten müssen. Diese Art junger Leute besucht übrigens derlei Vergnügungsorte selten ohne Absicht und Plan; sie werden vielmehr magnetisch angezogen durch irgendeine auffallende Erscheinung, welche entweder der Halb- oder der Bühnenwelt angehört und in welche verrannt zu sein bald zum *bon ton* gehört.

Unweit von diesen Jünglingen saß allein an einem Tisch ein junger Mann, eine echte Havanna rauchend und von Zeit zu Zeit an einem Glas Bier nippend, das ihm nicht zu munden schien. Auf den ersten Blick erkennen wir in ihm den kühnen, unbekanntem Reiter. Mit einem Ausdrucke von Sarkasmus und geistiger Überlegenheit musterte er die Gruppe der jungen Leute und ein geringschätziges Lächeln spielte um seine Lippen. Seine ganze Erscheinung, seine elegante Toilette und der ganze Gesichtsausdruck verrieten, dass er den gebildeten Ständen angehörte. Ein blonder Schnur- und Knebelbart beschattete seine

nicht unschönen Züge, ein Haar von gleicher Farbe sah in leichten Locken unter dem Zylinder hervor. Der Mann er konnte nicht über 30 Jahre zählen — musste durch sein Exterieur im ersten Augenblicke auf jedermann einen günstigen Eindruck machen, dem der eigentümlich lau-ernde Blick entging, welcher momentan aus seinen Augen schoss.

Das Gespräch am Nebentisch schien ihn weniger zu interessieren, als eine Damengruppe in der Mitte des Gartens, welche in Anbetracht des Umstandes, dass sie aus Laibacherinnen bestand, reizend genug war, selbst den Fremden anzuziehen, dem solche Erscheinungen nicht fremd sind. Unser Mann verwandte daher keinen Blick von jenem Tisch.

Das Gespräch der jungen Leute wurde immer lebhafter. Die jungen Herren hatten Bouteillen-Weine bestellt und sprachen denselben wacker zu, so dass man sich bereits unwillig nach dem Tische umzusehen begann, als das Gelächter jenes Stadium erreichte, das man — aus welchem Grunde, bleibt dahingestellt — das homerische zu nennen beliebt. Das war übrigens nur Wasser auf die Mühle der jungen Herren, sie wurden immer lauter und ungebärdiger. Plötzlich erhob sich ein schlanker, junger Mann mit bereits gerötetem Gesicht, um anzudeuten, dass er sprechen wolle.

„Bravo, Leopold! Silentium, meine Herren! Leopold will etwas loslassen!“ tönte es von allen Seiten.

Statt zu reden, zog der als Leopold angesprochene junge Mann ein Portemonnaie hervor, entnahm demselben

ein Päckchen, und ließ es kursieren. Sofort legte sich der Lärm, es trat Stille ein, denn der Inhalt des Pakets erregte bei allen ein augenscheinliches Interesse. Unbemerkt erhob sich auch der Fremde am Seitentische und warf einen flüchtigen Blick darauf; dann lachte er geringschätzig vor sich hin, stellte sein Bierglas beiseite und ließ sich ebenfalls Bouteillen-Wein bringen.

Das Päckchen hatte die Runde gemacht und gelangte an den Eigentümer zurück; dieser verwahrte es sorgfältig in der Brieftasche und zog dann ein Papier daraus, entfaltete es und rief:

„Meine Freunde, ich bin überzeugt, dass wir *entre nous* sind! Ein homerisches Gelächter begleitete diese Anrede des offenbar etwas angeheiterten Leopold. Als es sich einigermaßen gelegt hatte, fuhr er fort:

„Da wir also *entre nous* sind, und alles, was *entre nous* gesprochen wird, auch *entre nous* bleibt, so will ich etwas Famoses zum Besten geben, worüber Sie sich alle vor Lachen ausschütten werden.

„Bravo! Bravo! Vivat Leopold!“ erscholl es allgemein, denn wenn Leopold etwas deklamierte, so war es zwar ein Machwerk, in Bezug auf literarischen Wert gleich Null, behandelte aber immer ein gewagtes Sujet, dessen Reiz hauptsächlich in seiner Polizeiwidrigkeit lag, weshalb in Erwartung des Genusses sofort Stille eintrat.

„Nun denn,“ begann Leopold, „passen Sie auf!“

Alles spitzte die Ohren, selbst der Fremde schien aufmerksam zu horchen. In diesem Moment kam eilig ein etwa 16-jähriges Mädchen von blendender Schönheit

herbei – der auffallenden Ähnlichkeit in den Gesichtszügen nach offenbar Leopolds Schwester – und flüsterte Leopold etwas ins Ohr. Alles wandte die Augen der reizenden Erscheinung zu.

Leopold wollte sie indes mit den Worten abfertigen: „Lass mich, Adele, ich folge gleich! Der Vortrag dauert ohnehin nur zwei Minuten.“

Das reizende Kind war rot geworden, als es sich den Blicken so vieler junger Herren ausgesetzt sah; wieder flüsterte es dem Bruder etwas ins Ohr.

„Ei hol' sie der Kuckuck!“ rief dieser indigniert, „gerade in diesem Moment! — Freunde“ fuhr er dann fort, „ich sehe mich gezwungen, den interessanten Vortrag bis auf weiteres zu verschieben. Ein dringendes Geschäft ruft mich ab. Adieu!“

Damit nahm er des Mädchens Arm und verließ den Garten. Draußen wartete ein Wagen, beide stiegen ein und fuhren in Gesellschaft einer alten Dame davon.

Der einsame Gast am Nebentisch hatte kein Auge von der reizenden Mädchenerscheinung abgewendet. Als er sie an des Bruders Arm sich entfernen sah, eilte er beiden nach und folgte ihnen mit seinen Blicken, bis der davonfahrende Wagen sie denselben entzog. Unschlüssig blieb er stehen, das Auge auf den Punkt gerichtet, den der niedliche Fuß zum letzten Mal berührt. Plötzlich rückte er demselben näher, sah sich um, niemand beobachtete ihn; er bückte sich und hob etwas auf; es war eine Briefftasche, ja wahrhaftig, es war dieselbe, die er kurz vorher bei Leopold gesehen.

„Glücklicher Zufall“ sagte er, indem er das

Portemonnaie zu sich steckte, „vielleicht führt er mich auf die Spur des reizenden Kindes.

Hierauf ließ er sein Ross satteln und sprengte in der dem Wagen entgegengesetzten Richtung davon.

Kaum war der Fremde hinter den ersten Bäumen verschwunden, so kehrte Leopold hastigen Schrittes und mit bestürzter Miene zurück und erkundigte sich bei seinen Freunden nach seiner Briefftasche. Doch niemand hatte sie gefunden, auch alles Suchen erwies sich vergeblich. Sichtlich verstimmt kehrte er dann zu dem Wagen zurück, der in geringer Entfernung stehen geblieben war. Den fremden Gast hatte niemand beachtet.